

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 26

Artikel: Zeitgemässe Jugend
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-711663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Etwas über den geistigen Anschluß

Den geistigen Anschluß *nach* diesem Krieg meinen wir. Was für einen Geist? Was für einen Anschluß? Mit dem Wort «Geist» ist nicht eine beliebige Anzahl Grad Oechsli im Zuger Kirsch gemeint, sondern die Fähigkeit im weitesten Sinne, von einem Gegenstand, einer greifbaren Sache auf sein *Wesen*, seinen *Inhalt* zu schließen.

Die Nachkriegszeit wird uns große wirtschaftliche Aufgaben stellen. Viele heute durch die Kriegslage stark beschäftigte Branchen werden sich umstellen müssen. Das ganze System der wirtschaftlichen Beziehungen von Land zu Land, von dessen Funktionieren die Wohlfahrt der Schweiz so stark abhängig ist, wird neu zu organisieren sein. Dies bringt im Wirtschaftsleben Neuerungen, Umstellungen, Wanderungen mit sich. — Das Funktionieren einer Volkswirtschaft ist aber nur zum Teil eine Angelegenheit der Handelsverträge mit dem Ausland, der Gesetzgebung und der Arbeitsorganisation. Zum andern ebenso wichtigen, noch wichtigeren Teil ist sie eine *Angelegenheit der persönlichen Fähigkeiten* aller in der Wirtschaft Tätigen, also der Produzenten, Händler, Verkäufer — oder — nach der arbeitsrechtlichen Stellung gegliedert: der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. *Ohne tüchtige Wirtschaftler, Arbeiter, Angestellte, Wissenschaftler wird unsere Wirtschaft die Belastungsprobe der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht bestehen.* Die Hochhaltung der schweizerischen Qualitätsarbeit ist besonders heute eine Aufgabe, die auch die *Wehrmänner* angeht. Sie müssen und wollen am Tage, da sie entweder für dauernd oder nur für einen Urlaub den Zivilkittel anziehen, wieder ein *Träger des Wirtschaftslebens* sein, ein nützliches Rad im wirtschaftlichen Getriebe. Sie können dies nur, wenn sie auch während der Dienstzeit ihre Berufskenntnisse nicht verlernt, sich auf dem laufenden gehalten haben und im weitesten Sinne ihre *geistige Auslegeordnung* beieinander behalten, die es ihnen ermöglicht, sich neuen Verhältnissen anzupassen, die neuen Aufgaben und Anforderungen gedanklich zu durchdringen.

Der Zweck des Krieges ist — der Friede. Sich auf die Friedensaufgaben auch im Wehrkleid geistig, moralisch bereitzuhalten, ist Pflicht eines jeden Soldaten. Zu diesen Pflichten gehört vor allem auch die *berufliche Weiterbildung*. Sie liegt im ureigensten Interesse eines jeden. Dieser Weiterbildung muß sich jeder — aus den besonderen Verhältnissen seines Berufes heraus — *selbst* zuerst annehmen. Durch Zeitschriften, Zirkulare, Muster usw. sollte jeder Soldat durch einen Berufskollegen, seine Arbeitgeberfirma auf dem laufenden gehalten werden über die Dinge, die daheim vor sich gehen. Jede Gelegenheit zur *sprachlichen* Weiterbildung sollte ergriffen werden. Vier Deutschschweizer Soldaten in einem Waadtländer Dorf oder im Tessin sollten sich nicht allein im Jassen gegenseitig vervollkommen, sondern auch in den Kenntnissen des Französischen und Italienischen und im Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung. — Dort, wo die Verhältnisse es gestatten, örtlich und zeitlich, organisieren viele Einheiten ja auch *Vorträge und Kurse* für die Kompanie. Diese wären überall dann am besten organisiert, wenn kein Wehrmann mehr das Gefühl hätte, seine militärischen Vorgesetzten hätten zu wenig Verständnis für die berufliche Weiterbildung und es geschehe im Rahmen des Tagesbefehls alles, was ohne Störung der dienstpflichtigen Aufgaben für die berufliche Seite und die berufliche Zukunft des Wehrmannes mit gutem Willen getan werden könne. Noch ist überall diese Seite des Dienstes und der Feierabendgestaltung so gemacht, daß man sagen könnte, es sei auf diesem Gebiete nichts mehr zu tun. Im Gegenteil: *Noch sehr viel bleibt hier zu tun übrig.* Aber nicht alles sollte von oben organisiert werden müssen. Eine geschickt an die Hand genommene Initiative einiger Soldaten und Unteroffiziere zur beruflichen Weiterbildung wird in den weitaus meisten Fällen das wohlwollende Verständnis des Kompaniekommandanten finden. Denn auch hier zeigt sich der berufliche Meister, daß er in einfachsten Verhältnissen etwas *schaffen*, etwas neu *schöpfen* kann.

M. F.

Zeitgemäße Jugend

Das laß ich mir nicht nehmen: Die Zeitläufte haben da ihre Hand im Spiel gehabt und ihre Wirkung getan. Aber fangen wir von vorne an.

Als die Kirchenglocken riefen und die Plakate überall von allen Wänden herab ihre Botschaft verkündeten, kamen im ganzen Lande herum alle dem Aufruf der Mobilmachung nach, die es betraf.

Kurz zuvor war auch eine Truppe Hilfsdienstpflichtiger zusammengestellt worden, dazu ausersehen, die Pflege des Motorenparkes der Armee in der Etappe sicherzustellen. Wir rückten an unserm Sammelplatz ein und alles, aber ganz und gar alles war uns neu. Der Ort, die Kameraden, die Offiziere, der Betrieb — kurz das ganze militärische Wesen überhaupt. Trotzdem wir uns ja für die ersten zwei Tage aus Mitgebrachtem selber zu verpflegen hatten, waren wir unserm Major sehr dankbar dafür, daß er es *sofort* durchgesetzt hatte, militärische Verpflegung für uns zu ergattern. Wenigstens Suppe, Kaffee und Brot zum Anfang.

Er wußte wohl, daß er nicht einfach eine Faßmannschaft abordnen konnte, die Kannen zu fassen. Lokalitäten mußten ausfindig gemacht werden, wo das notwendige Instrumentarium, Löffel und Teller vorhanden wären, die eine halbwegs zivilisierte Nahrungsaufnahme erlaubten. Die Sache war flott organisiert. Unser dreieinhalbhundert wurden wir auf eine Anzahl Wirtschaften verteilt, die jede für sich in Marschkolonnen im Sturm besetzt wurden.

Meine Gruppe traf es auf ein grundgemütliches, regelrechtes Bierlokal. Die langen Tische im Festsaal (mit Klavier, Billard und «Wandgemälden», bitte!) und die fast sämtlichen Tische im Erdgeschoß, wo sich der alltägliche Betrieb abspielt, nahmen uns hungrige Seelen auf. Hier konnte man sich in Ruhe gegenseitig beschnuppern, Bekanntschaften suchen und schließen und sich die Mannen einmal gründlicher anschauen.

Wir durften annehmen, daß wir wohl für längere Zeit nun täglich hier zu Gast sein würden und so wurde auch die behäbige Frau des selber eingerückten Wirtes mit Handschlag und treuem Augenaufschlag begrüßt. Sie nahm ihre Aufgabe von allem Anfang an sehr ernst, kommandierte ihr Personal mit einer Feldweibelstimme bester Resonanz im Haus umher, hatte ihre Augen überall, sorgte für Durst und Wissensdurst; jawohl — sie hatte bereits im ersten Stock den Lautsprecher an den in der Gaststube aufgestellten Radioapparat anschließen lassen, so daß jedermann zur Essenszeit auch das Neueste vernehmen könne. Sie war es auch, die von sich aus — Widerspruch ausgeschlossen! — verfügte: Die welschen Kameraden sitzen von nun ab im Erdgeschoß und hören die Nachrichten von Sottens, während ein zweites Radio im Festsaal oben die deutschgesprochenen Neuigkeiten vermittelt. So war allen geholfen und die langwierige Uebersetzerei abgestellt, mit der wir zuerst, *tant bien que mal*, unsere welschen *service-complémentaire-Mannchen* ergötzt hatten.

Ein rauhes Haus, eine rauhbeinige Wirtin, weibliches Personal, das allerlei gewohnt und nicht aus der Ruhe zu bringen war — aber es war einem wohl; man fühlte sich gleich geborgen und besonderbar umsorgt. Man schloß Freundschaft mit

Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat

Auf der Fahrt in den Urlaub trafen sich im Bahnhof Olten Füsilier Werner Lehmann und Füsilier Robert Salvisberg. Die zwei Soldaten waren im Jahre 1936 in der gleichen Gruppe einer Rekrutenschule vom Zivilisten zum Soldaten ausgebildet worden und hatten sich seit jener Zeit nie mehr gesehen. So freuten sie sich über das zufällige Zusammentreffen ganz besonders. Nachdem sie sich gegenseitig über ihre jetzige Einteilung und den Ort, wo sie Dienst leisteten, erkundigt hatten, schlug Werner seinem Kameraden vor, in einer Wirtschaft gemütlich zusammensitzten und Erinnerungen aus diesen unvergeßlichen drei Monaten auszutauschen. Und so sah man die beiden Füsilier bald darauf an einem kleinen Tisch des Bahnhofbüfets, inmitten der andern Reisenden, zusammen plaudern. Da der Zug, auf welchen Robert umsteigen mußte, erst in einer Stunde fuhr, konnten sich die beiden Kameraden gar so manches aus ihrer Rekrutenzeit erzählen, und als Werner vom Oberleutnant sprach, der damals die Kompanie geführt hatte, rief Robert:

«Ja, das war noch ein flotter Offizier; unser jetziger Hauptmann ist gerade das Gegenteil von ihm.»

«Der verstand seine Sache und meinte es gut mit uns», gab Werner zurück. «Für ihn wären wir sicher alle durchs Feuer gegangen.»

Werner verstummte nach diesem inhaltsschweren Satze, als wie wenn er an diesen Vorgesetzten zurückdenke. Er erwachte aus seinem Sinnen erst, als Robert sagte: «Weißt du, Werner, wenn ich an unsern damaligen Oberleutnant denke und ihn mit meinem jetzigen Einheitskommandanten vergleiche, verleidet mir manchmal der Dienst. Dieser rothaarige Städtler ist zu scharf und unnötig streng. Schon sind 10 Soldaten unserer Kompanie im Arrest gesessen. Unser Gruppenführer, mit welchem er ganz schlecht steht, hat selber gesagt, daß man den einmal gründlich verprügeln sollte. Kürzlich wurde einer aus unserm Zug fünf Tage eingesperrt, nur weil er während der Arbeitszeit in eine Wirtschaft ging, um einen Zweier zu trinken. Schau, Werner, wäh-

rend der glaubt, kleine Disziplinarfehler durch scharfe Strafen ahnden zu müssen, macht er sich dadurch nur allgemein mißbeliebt. Er hat sich auch schon riesige Blößen gegeben. Eine Lmg-Stellung hat er so befohlen und abstecken lassen, daß wir, als der Erdaushub nach einer Woche strenger Arbeit beendet war, feststellen mußten, daß wir nicht einmal vor das ganze Drahthindernis schießen könnten, das wir unter Feuer zu nehmen hatten. Natürlich mußten wir dann das Loch zudecken und fünf Meter weiter oben neu zu bauen beginnen.»

«Oh, das ist bei uns auch schon ähnlich vorgekommen. Wir mußten auch einmal einen Laufgraben wieder zudecken und keiner von uns weiß warum. Aber solche technische Fehler können doch hie und da vorkommen.»

«Wenn es nur das wäre, wenn er nur zu streng und ungeschickt wäre», entgegnete Robert, «aber er sorgt sich auch gar nicht um uns. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß einer von uns nur ein kleines, zähes Stück Suppenfleisch erhielt, und wenn man doch den ganzen Tag schwer arbeiten muß, sollte man doch ganz gut gepflegt werden. Das Brot, das wir essen müssen, ist oft mehr als viertägig. Wenn unser Hauptmann sich um solche Dinge mehr besorgen würde, käme doch so etwas nicht vor.»

So unterhielten sich die beiden Füsilier noch lange vom Dienst, ihren Vorgesetzten und der Arbeit, die sie auszuführen hatten. Robert kam, als er einmal mit seinem Schimpfen begonnen hatte, dermaßen in Eifer, daß er alles kritisierte und an allem etwas auszusetzen hatte. Werner war es bei seinem Rekrutenschulkameraden gar nicht mehr behaglich. Er war geradezu froh, als Robert auf seinen Zug gehen mußte und er schüttelte beim Abschiednehmen Roberts Hand nicht mehr mit so aufrichtiger Herzlichkeit, wie er es vor einer Stunde getan hatte. Nachdem der Zug, den Robert bestiegen hatte, abgefahren war, ging Werner nachdenklich den Bahnsteig auf und ab. Er hatte das Gefühl, daß Robert seine Vorgesetzten und die Zustände in

der Frau Wirtin, nannte sie bald kurzweg «Mutter» und sie wußte mit erstaunlicher Behendigkeit die meisten unter uns mit Namen zu nennen.

Was wunder, daß wir uns auch abends gern hier trafen! Wir waren ja in den ersten Tagen allesamt noch in Zivil. Ein großer, wunderschöner Wolfshund gehörte zum Inventar des Hauses; still und zutraulich begrüßte er jeden, der ihn auch begrüßen wollte. Wedelnd wanderte er von Tisch zu Tisch, ließ sich unterm Hals oder auf dem Kopf kraulen und gab sogar da und dort die Pfote. Ein so edler, schöner und großer Hund, der sich so wohlherzogen zu benehmen weiß, stört in solcher Umgebung gewiß nicht. Irgendein bittender Scherenschleifer oder (o Graus!) gar eine Katze wäre dagegen recht peinlich gewesen. Daß das Prachtstier «Pia» hieß, schien das Wort «nomen est omen» nur zu bestätigen. Eine Dame, fromm, still und voller Anstand.

Wenn wir abends kamen, wiederholte sich die Begrüßerei aufs neue. Die «Mutter» und ihre Pia waren da und verbreiteten Gemütlichkeit und behäbige Ruhe. Es war einem wohl.

Eine sonderbare Beobachtung machten wir aber auch des Abends: Nach dem Nachtessen hatten wir ja natürlich das Lokal nicht gepachtet, und so strömten Truppen in rauhen Mengen herein, in ihren klobigen Stiefeln, direkt von ihren Pferden, stumpenquälend und in ruhiger Gemessenheit. Zu uns kam Pia nach wie vor, aber sobald einer der Soldaten in Uniform zu zärtlichem Gruß die Hand ausstreckte, wich das Tier scheu und flink zurück und verkroch sich im hintersten Winkel unter einen Tisch.

Die «Mutter» erklärte uns, Pia habe von jeher diese uner-

klärliche Scheu vor Uniformen gehabt. Auch Post- oder Eisenbahnbeamte, Polizeimänner und natürlich auch Soldaten machten da keine Ausnahme. So war es und so blieb es. Als wir unsere Ueberkleider, Armbinden und Policemützen gefaßt hatten, war es auch mit Pias Duldung vorbei. Man konnte sie nicht mehr streicheln, ihr nie mehr den Kopf kraulen. Sie machte sich so gut wie unsichtbar. Es war direkt komisch, wie sie rückwärts ging — wie ein unhöflicher Minister das Kabinett seines Königs verlassen würde. Nicht einmal vom Wirt selber ließ sie sich berühren, als er in der Uniform kurz auf Urlaub kam.

Auch der «Mutter» Töchterlein, die kleine, dreizehnjährige Sonja, mit ihrem brandroten Schopf wich uns scheu aus. Wenn wir nahten, verschwand sie einfach und ward nicht mehr gesehen. Als hätte sie Angst vor uns.

Nach ein paar Monaten Dienst wurde ich für drei Monate beurlaubt. Aber dann piff es wieder und ich kam wieder zur «Mutter». Bier und Burgunder waren noch gleich gut und am Samstag spendierte sie noch immer der ganzen Gesellschaft einen *café crème*.

Etwas hatte sich dagegen geändert. Während der Mahlzeiten wanderte mit fröhlichem Lächeln die zündrothaarige Sonja mit ihren dreizehn Jahren zwischen den Tischen umher und hatte sich ein Tablett mit einem Band umgehängt; sie verkaufte Stumpen und Zigaretten, bekam von ihrer Mutter eine kleine Provision und verdiente sich stolz ein Sackgeld.

Pia sah man nur noch selten und nur von weitem. Dafür hüpfte aber mit komisch-unbeholfenen Sprüngen ein entzückender junger Hund herum, schoß allen zwischen die Beine,

ihrer Kompanie ungerecht und ganz einseitig geschildert hatte.

«Robert wird wohl», dachte sich Werner, «in seiner schlechten Stimmung alles zu schwarz gemalt haben. Es ist auch wahrscheinlich, daß er selber irgendwelche Anstände gehabt hat, daß er seine Vorgesetzten derart von der schlechten Seite zu schildern suchte.»

Werner konnte auch nicht zu allem, was er im Dienst sah oder machen mußte, seine volle Zustimmung geben, er war aber so verständig, daß er bei vielem, das ihm unnütz, widersinnig oder sogar falsch vorkam, dachte: Vielleicht fehlt mir nur die Einsicht ins Ganze, daß ich den Sinn und Zweck dieser Maßnahme nicht einsehe. Meine Vorgesetzten, die auf einer höhern Warte stehen als ich, werden doch sicher ihren Befehlen wohlüberlegte Entschlüsse zugrunde legen.

Mittlerweile war die Abfahrtszeit seines Zuges herangerückt und Werner stieg in ein Abteil, wo sich nur noch einige Zivilisten befanden. Er hatte bald den stündigen Aufenthalt im Bahnhofbüfett vergessen. Wie freute er sich über die drei Urlaubstage, auf die 72 Stunden, wo er tun und lassen konnte, was ihm gerade gefiel. Während der Zug in die Nacht hinauselte, jede Sekunde ihn seinem Dörflein und seinem Elternhaus näherbrachte, träumte Füsilier Lehmann all dem nach, was er in der kurzen Erholungszeit zu tun gedachte. Inmitten dieses angenehmen Gedankenspiels wurde er plötzlich auf das Gespräch der Mitreisenden aufmerksam, da diese vom Dienst und den Soldaten sprachen.

«Die Stimmung bei den da an der Grenze ist gar nicht mehr gut», flüsterte aus einer Ecke eine heisere Männerstimme.

Eine zweite Stimme fragte: «Wieso kommen Sie auf solche Aussprüche? Man liest doch in der ganzen Presse immer nur, wie gut die Geistesverfassung unserer Truppen ist.»

«Was Sie hier sagen», gab der erste Reisende zurück, «schreiben gewiß alle Zeitungen. Aber ich habe noch andere Informationsquellen als unsere Tagesblätter. Ich habe mit eigenen Ohren Soldaten über schlechte Behandlung, unfähige Vorgesetzte und Mißstimmung bei der Truppe sprechen hören. Auf jeden Fall glaube ich nach all dem, was ich gerade letzthi gehört habe, daß es in unsern Truppen tüchtig gärt.»

«Das kann ich doch nicht glauben, das wird doch nicht möglich sein», fuhr die Stimme eines dritten Passagiers dazwischen.

«Ich kann Ihnen das, was ich vorhin gesagt habe, schon belegen, behauptete der heiser flüsternde Reisende. «Da habe ich zum Beispiel gehört, wie ein Hauptmann seine Soldaten schlecht behandelt. Für jedes kleine Vergehen sperrt er sie in ein finsternes Arrestlokal. In dieser Einheit ist es denn auch schon zu Drohungen gekommen und es geht dort allem Anschein

nach nicht mehr lange, bis etwas geschieht. Auch die Grenzbefestigungsarbeiten, die da landauf landab so gerühmt werden, sollen nicht viel wert sein. Die Offiziere lassen die Soldaten wahrscheinlich nur schanzen, weil sie sonst mit ihnen nichts anzufangen wissen. Es werden tiefe Löcher gegraben, die dann wieder zugschaufelt werden müssen. Da müssen Sie doch begreifen, meine Herren, daß beim Vorliegen solcher Tatsachen die Stimmung bei den Soldaten gar nicht gut sein kann...»

Mit einmal durchfuhr Werner die Erkenntnis, daß all das, was hier geredet wurde, im Zusammenhang mit dem stand, was Robert und er vorhin im Bahnhofbüfett gesprochen hatten. Der Zivilist, der wohl an einem Nebentische gesessen haben mußte, verallgemeinerte einfach alles, was Robert in seinem Unverstand geplaudert hatte. Das was Robert schon ganz einseitig geschildert hatte, wurde hier ins Breite geschlagen. Aus eines Soldaten unüberlegtem Gerede wurde nun von einem Zivilisten auf eine schlechte Stimmung bei der Truppe geschlossen. Daß aber sogar die Schanzarbeiten, auf die Werner so riesig stolz war, hier in abfälliger Weise beurteilt wurden, tat Werner weh.

Wenn die da im Hinterland meinten, daß es um unsere Grenzbesetzung so bestellt sei, irrten sie sich gewaltig. Daß die Arbeit von ihm und seinen Kameraden so gering geachtet werden konnte, geglaubt wurde, das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen sei schlecht und die Notwendigkeit der Befestigungsbauten nicht verstanden wurde, verletzte Werner in seiner Soldatenehre. Er stand nun seit sieben Monaten im Aktivdienst und brachte dieses persönliche Opfer für sein Heimatland gern. Tagtäglich baute er von morgens früh bis abends spät an den Befestigungsbauten. Immer war er dabei im Glauben gewesen, daß diese Arbeit und das Opfer, das alle Wehrmänner brachten, gerade von all den Leuten, die nicht Dienst leisten mußten, geachtet und gewürdigt würde. Der Glaube, daß ihre Arbeit und die Mission aller Schweizer Soldaten anerkannt werden, hatten Werner die Kraft gegeben, seine Pflicht mutig zu erfüllen.

Solchen Gedanken nachgehend, entschloß sich Füsilier Lehmann, den unbekannten Reisenden rasch zu sagen, wie sich das alles in Wirklichkeit eigentlich verhalte, was diese in ihrer laienhaften Schwatzhaftigkeit zusammenge-redet hatten. Ihm lag das Ansehen der Armee, in deren riesiger Kette er ja ein Glied bildete, so sehr am Herzen, daß er es nicht auf sich beruhen lassen konnte, daß hier Landsleute derart dachten und sprachen.

So erhob sich Werner und näherte sich dem Abteil, in welchem die Reisenden saßen. In diesem Augenblick jedoch verlangsamte der Zug seine Fahrt, hielt an und die drei Männer standen auf und verließen den Eisen-

mache sich allerorten überflüssig und beliebt, ging von einem Schoß zum andern, verdrehte die Augen vor Wonne, wenn er gestreichelt und gebündelt wurde, ließ sich an den schlappen Ohren ziehen und gab schon jetzt seine viel zu großen, tappigen Pfoten freigebig her. Junge Hunde sind wie Kinder; man weiß nie, was sie tun werden im nächsten Augenblick. Er war direkt eine Attraktion! Viel belacht und viel geliebt.

So sehr, daß ihn die «Mutter» — gewiß nicht leichten Herzens — in aller Form unserm Wachtmeister widmete mit der ausdrücklichen Klausel, er gehöre aber der ganzen Abteilung. Feierlich wurde er auf den urchig bernischen Namen «Sonny boy» getauft. Er wuchs uns allen ans Herz und man erzählte sich täglich seine neuesten Taten und Untaten, was er an-genagt habe und wo er wieder hingemacht habe — wir waren geradezu Kollektivelter. Ein wahrer kleiner Sonnenstrahl war

unser Sonny boy, etwas, auf das man sich freuen konnte; jeden Tag.

Aber wahrhaft unbeschreiblich war die Freude, als sich mehr und mehr herausstellte, daß er nicht nur eine ausgesprochene Vorliebe für Uniformen an den Tag legte, sondern daß er mit einer Starrköpfigkeit sondergleichen — für sein zartes Alter besonders ausgeprägt — jedem Zivilisten aus dem Weg ging! Zivile Männerkleider sehen, und — schwupps — davonjagen, war eines. So war beiden gedient. Wir hatten unsern sonny boy und die «andern» mochten sich mit der Pia zufrieden geben. Wenn der sonny boy nicht zeitgemäße Jugend ist, so weiß ich nicht, was zeitgemäß ist! Ein kleiner, seidenweicher Wollebüschel mit viel zu langen Beinen und so unendlich tiefsinnig-komischen und vertrauensvollen Augen; aber das Männlein weiß, was es will!

Fridolin.